

KRISTINA FRITZ
Die Wolkengucker

Kristina Fritz

Die Wolkengucker

Roman



Lübbe

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Originalausgabe

Copyright © 2023 by Bastei Lübbe AG,
Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das
Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Anna Hahn, Trier
Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln,
unter Verwendung eines Motivs von © Rüdiger Trebels
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Gesetzt aus der Arno Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0001-0

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de



Teil 1

Vier Fremde kommen zusammen



Margarete

Meine liebe Wilma,

wenn du das hier liest, bin ich tot. Hoffentlich weile ich dann oben bei den Wolken. Heb mal den Blick zum Horizont, dann winke ich dir zu! Es tut mir leid, dass du jetzt traurig bist, aber erinnere dich daran, was Astrid Lindgren gesagt hat: »Wie schön muss es erst im Himmel sein, wenn er von außen schon so schön aussieht.«

Es gibt noch ein paar Sachen, die ich dir gern sagen möchte. Das Erste ist, dass wir nicht ewig leben. Ja, ich weiß. Wir haben gerne so getan, als ob wir unsterblich wären, obwohl uns der Lauf des Lebens ja etwas anderes gelehrt hat. Aber gestorben sind schließlich auch immer nur die anderen. Nun, wenn du diesen Brief in den Händen hältst, hat sich zumindest das geändert.

Also: Nimm meine Worte als Ansporn, endlich etwas zu verändern. Soll ich noch deutlicher werden? Kümmere dich um deinen Kram, dann kannst du auch wieder besser schlafen!

Das Zweite: Genieße jeden Moment, der dir bleibt, und bedenke, dass ja immer noch der Hauch einer Chance besteht, dass wenigstens du unsterblich bist. Dir würde ich es tatsächlich zutrauen, du unverbesserliche alte Schachtel!

Und dann habe ich eine letzte Bitte an dich, die mir sehr am Herzen liegt: Nimm Ayla zu dir. Festangestellt. Pass auf sie auf, und gib dir Mühe. Ayla ist ein guter Mensch und hat es nicht leicht gehabt. Sei bitte nett zu ihr. Versuch es wenigstens. Und zum Schluss: Denk an unsere Abmachung! Denk an das, was wir uns gegenseitig versprochen haben. Es ist nun an dir, unser Vorhaben in die Tat umzusetzen!

Liebe Wilma, ich war in den vergangenen zehn Jahren jede Minute dankbar, dass wir uns damals in der Bank getroffen haben, dass Herr Schnuck krank war und wir deshalb eine geschlagene Stunde in der pompösen Eingangshalle warten mussten. Du hast die ganze Zeit gemeckert, ich habe mich herrlich über dich amüsiert. So fing alles an. Du warst die beste Freundin, die ich je hatte.

Deine Margarete

P.S.: Ich vermache dir mein Schultertuch. Weißt du noch, als wir letzten Sommer auf der Terrasse saßen und ich dich, wie so oft, beim Rommé geschlagen habe? Du hast gefroren, und ich habe dir mein Schultertuch gegeben. Immer wenn du es trägst, soll es sich wie eine Umarmung von mir anfühlen.

Matt

Ein heikler Gemütszustand

Matt Williams saß auf den kalten Fliesen der alten Küche, lehnte mit dem Rücken an der Tür der Spüle und starrte die Wand an. Es war ein Glück, dass die Menschen nicht wussten, was er in dem kleinen, mit apfelgrünen Herzen geschmückten Nähkästchen unter eben jener Spüle aufbewahrte.

Er war hundemüde. Seit einer Woche hatte er seine Hauptarbeitszeit auf die Nacht verlegt, und das bekam ihm überhaupt nicht. Aber tagsüber kam er nun mal schlichtweg nicht in den Flow, den er als Illustrator benötigte, um Füchse und Eichhörnchen lustige Partys im Wald feiern zu lassen.

Matt rieb sich die Augen. Der Auftrag für die Illustration des Kinderbuches war erfreulich, aber Füchse schienen ihm nicht zu liegen. Genauso wenig wie Hasen oder Eichhörnchen. Er war mehr der Typ für düstere Graphic Novels, trotzdem flatterte immer mal wieder ein Auftrag für ein Kinderbuch herein, und er hatte nicht genug Rücklagen, um locker abzulehnen.

Leider schwiegen die Füchse ihn konsequent an, und momentan waren tagsüber so viele Dinge zu erledigen, dass er, wie damals im Studium, auf die Nachtstunden ausweichen musste. Und leider war der Abgabetermin schon in weniger als drei Monaten. Zwanzig Seiten voller fröhlicher, farbenfroher Illustrationen, die den Kindern das schätzenswerte Leben im Wald auf spielerische Art aufzeigen sollten.

Aus dem Zimmer seiner Tochter hörte er Bibi Blocksberg heulen. Mia liebte Bibi Blocksberg, und Matt war heilfroh, dass sie sich aktuell noch mit den alten CDs von Anna begnügte und nicht nach Spotify und YouTube verlangte. Das taten heute nämlich schon Siebenjährige, und Matt hatte keine Ahnung, wie er dem gegenüberreten sollte.

Anna hätte es gewusst. Sie hätte eine kompetente und pädagogisch einwandfreie Erklärung abgegeben, und damit wäre die Sache vom Tisch gewesen. Er hingegen machte sehr viel falsch. Er sah ja, wie Kinder in anderen Familien aufwuchsen, wie man dort alles im Griff hatte. Er wiederum eilte den Ereignissen immer hinterher, unterschrieb die falschen Zettel zur falschen Zeit und vergaß, die Muffins für das Buffet des Herbstmarktes zu backen. Anna war das nie passiert. Anna hatte den Lauf des Lebens verstanden und war brillant darin gewesen, in seinem reißenden Strom mitzuschwimmen.

Richtig begriffen hatte Matt das allerdings erst, nachdem Anna Mia zur Welt gebracht hatte. Es waren dramatische Stunden gewesen, in denen Matt mehrmals glaubte, Anna würde nun sterben. Aber damals war sie nicht gestorben. Sie gebar Mia, machte einen kurzen Schnaufer, dann griff sie sich das klitzekleine Kind, legte es an die Brust und war zur Mutter geworden. Eine Stunde später hatte sie sich erhoben, sich das Gesicht gewaschen, angezogen und war mit ihrer Familie, zu der Matt und sie mit dem Baby plötzlich geworden waren, nach Hause gefahren.

Er vermied den Gedanken an Anna, wo es nur ging. Aber es ging eben nur bedingt. Sie hatte eine Lücke in seinem Leben hinterlassen, die so groß war wie sämtliche Kontinente der Welt. Er balancierte nur am Rand herum, lief immer Gefahr, mitten hinein in die Leere zu stürzen.

Matt streckte die Beine auf den alten Fliesen aus und ließ sich

seitlich auf den kühlen Boden sinken. Er blinzelte. Hatte er schon mal in der Küche auf dem Boden gelegen? Nein, sicher nicht. Er drehte den Kopf und sah sich um. Man hatte so eine ganz neue Perspektive auf das Altgewohnte. Von hier unten sah das alles gar nicht übel aus. Er konnte links auf die schmale Balkontür blicken, daneben die Küchenzeile, an der immer noch die Kindersicherungen für Mia angebracht waren, an denen man sich ständig die Finger brach, rechts auf den lang gezogenen Flur, der von den Spots, die Anna hatte einbauen lassen, erhellt wurde. Sobald man jedoch aufrecht stand, schrumpfte die Wohnung zu dem zusammen, was sie war: klein, eng und überall mit Kram vollgestellt.

Die 65 Quadratmeter waren der perfekte Spiegel für sein Innerstes. Das war nicht gut. Er sollte penibel Ordnung halten, hatte der Psychologe vom Trauer-Café gesagt. Struktur würde ihm guttun. Tja, das stand wohl noch auf seiner To-Do-Liste. Gab es ein Ordnungsgen? Falls ja, dann schien ihm dieses Gen zu fehlen.

Bibi Blocksberg verstummte, und Mias Zimmertür klappte ins Schloss. Seine Tochter erschien im Flur, ihre Kuschedecke über der Schulter wie Linus von den Peanuts. Sie musste in der vergangenen halben Stunde zehn Zentimeter gewachsen sein, ihre Jeans sah an den Knöcheln sehr nach Hochwasser aus. Vielleicht lag es aber auch an seiner neuen Perspektive.

Mia schlängelte sich am Stapel Altpapier vorbei und machte einen großen Schritt über den leeren Wasserkasten, der immer noch im Türrahmen stand. »Papa, kann ich Pudding haben?« Sie schien nicht verwundert darüber, dass ihr Vater auf den Fliesen herumlag. Stattdessen hockte sie sich vor ihn.

»Ich kann dir ein Rührei machen.« Matt rappelte sich wieder zum Sitzen hoch. Pudding zum Abendessen. So weit kam es noch. Anna wäre entsetzt gewesen.

»Warum nicht?«, fragte Mia und runzelte die Stirn. »Warum darf ich nie Pudding?« Ihrem anklagenden Tonfall nach bekam sie nie das, was sie wollte. Niemals.

Matt räusperte sich. »Pudding ist ungesund. Er besteht nur aus ...« Weiter kam er nicht, denn Mia winkte ab.

»Jaja, Zucker. Ich weiß.« Sie erhob sich und kletterte über seine ausgestreckten Beine hinweg. Dann warf sie in einer theatralischen Geste ihre Schmusedecke auf den Boden, legte sich hin, lehnte die Füße an die Küchenzeile und blickte in den Himmel.

Ihre Wohnung lag im ersten Stock und war umgeben von anderen Häusern. Nur hier an der schmalen Balkontür der Küche sah man ein kleines Stück vom Himmel, allerdings nur, wenn man sich auf den Boden legte. Weswegen Mia hier oft und gerne lag.

Matt hingegen scheute den Blick in den Himmel. Jede verdammte Wolke war ein Stich in sein Herz. Also vermied er es, den Kopf zu heben, und war selbst erstaunt, wie gut man damit durch das Leben kam. Niemand musste zum Himmel gucken. Es war absolut unnötig. Von da oben kamen nur Sonne und Regen, es war sinnfrei, stundenlang hinzustarren. Anna hatte das gänzlich anders gesehen. Sie hatte jeden Sommer ihrer Kindheit mit ihren Eltern an der Nordsee verbracht und behauptete, nirgends könne man besser die Wolken beobachten. Das kleine Fenster mit Himmelblick in ihrer Münchner Wohnung war da nur eine magere Möglichkeit, und Anna wäre am liebsten jedes Jahr an die Nordsee gefahren, aber sie hatten einfach keine Zeit gehabt. Und kein Geld. Bis es zu spät gewesen war.

Mia betrachtete jetzt mit zusammengekniffenen Augen die Wolken hoch oben, die Matt nicht sehen wollte. Stattdessen sah er Mia an. Sie war so ein zauberhaftes Mädchen. Abgesehen davon, dass sie nur schwarze Kleidung trug, sich ausschließlich von Pudding ernähren wollte und jeden Morgen mit mehr Widerwor-

ten aufwachte. Er schaute ihre ernsten Augen an, die so konzentriert zum Himmel und auch in die Welt blickten. Immer noch haftete ihr etwas kindlich Pausbackiges an, doch ihm war bewusst, dass auch das bald verschwinden würde. Sie wurde unweigerlich groß. Und Anna würde es nicht erleben. Für einen kleinen Moment presste er die Lippen aufeinander.

Verdammt.

Abgeschweift.

An Anna gedacht.

»Ich habe Hunger. Kann ich jetzt doch Pudding haben?«, fragte Mia plötzlich hoffnungsfroh, und er landete unsanft zurück in der Realität. Noch ein Verdammt! Das war doch der Grund gewesen, warum er eigentlich in die Küche gegangen war. Nicht, um sich zum apfelgrünen Nähkästchen unter der Spüle zu setzen, sondern um ein ausgewogenes und nährstoffreiches Abendessen zuzubereiten.

»Es gibt gleich Abendessen«, sagte Matt, erhob sich und entdeckte die zwei roten Paprika auf der Theke, die dort wie kleine Mahnmale seiner Schrulligkeit lagen. Er hatte kochen wollen, und diesen Gedanken dann ganz plötzlich aus dem Kopf verloren. Manchmal passierte ihm das – wenn er ehrlich war, in den letzten Tagen sogar ziemlich oft. Dann schnurrte die Zeit zusammen wie die Schur eines sich aufrollenden Jo-Jos.

»Ich hab voll Hunger«, erklärte Mia nachdrücklich und entdeckte nun ebenfalls die Paprika. Sie verzog kurz das Gesicht, dann erschien ein verschmitztes Grinsen. »Kann ich wenigstens Pudding zum Nachtsch?«

Matt rang sich ein Lächeln ab. Mia konnte so hartnäckig sein. Manchmal fragte er sich, wie er das alles schaffen sollte. Die Last der Verantwortung erdrückte ihn fast. Seit Annas Tod fühlte er sich wie ein Astronaut im All, der aus dem Raumschiff ausgestiegen

war, um eine Reparatur durchzuführen, dessen Halteleine aber durchtrennt wurde. Er drehte sich in alle Richtungen, hatte keinen festen Boden unter den Füßen und sah die Raumkapsel kleiner werden. Er trieb immer weiter ab. Und er war ganz allein.

»Kann ich Pudding *haben*«, korrigierte er, stemmte sich zum Stehen hoch und streckte seiner Tochter die Hand hin, um ihr aufzuhelfen.

Wilma

Es muss ja weitergehen

Wilma lag auf der Récamiere im Wohnzimmer und sah hinaus in den Garten. Margaretes warmes Schultertuch, ihr Vermächtnis an sie, hatte sie sich eng um den Körper gelegt. Der bunte Stoff hüllte sie ein, und zu ihrem Erstaunen spürte sie für einen kurzen Moment Behaglichkeit. Doch dann knallte etwas im Haus, und Wilma riss entsetzt die Augen auf. Dem Knall folgte ein heftiges Wummern. Sie lauschte.

Das war doch keine Musik! Als die neue Putzfrau sie gefragt hatte, ob sie Musik anmachen dürfte, hatte sie damit nun wirklich nicht gerechnet. Das Mädchen wirkte immer so still und zurückhaltend. Ein hämmerndes Dröhnen, untermalt mit Explosionen in einem so schnellen Rhythmus, dass sie befürchtete, die alten Mauern könnten ihren Putz abwerfen. Wilma legte das Schultertuch ab und setzte sich halb auf, was ihr Herz dazu brachte, einige Male hektisch zu schlagen. Besänftigend legte sie sich eine Hand auf die Brust und hielt notgedrungen still. Das war angeraten, wenn der eigene Herzschlag aus dem Takt kam und wie ein wild gewordenes Pony durch die Brust galoppierte. Sonst würde es ihr wie Margarete ergehen. Sagte zumindest ihr Arzt.

Sie seufzte, ohne dass sie es verhindern konnte. Immer wenn sie an Margarete dachte, legte sich ein eisiger Mantel über ihre Seele.

»Schluss jetzt!«, sagte sie energisch zu sich selbst und meinte das Geseufze, allerdings hörte auch der Lärm schlagartig auf. Sie

wünschte, sie könnte ihrem Herzen ebenso befehlen, mit diesem Herumgestolper aufzuhören, aber es schien sich in letzter Zeit immer häufiger zu fragen, ob es sich tatsächlich lohnte, die mühsame Arbeit des Schlagens fortzuführen, oder ob es nicht viel sinnvoller sei, dem gesegneten Alter endlich seinen Lauf zu lassen. Wie bei Margarete. Wenn man, wie sie, mit siebenundachtzig Jahren starb, sagten die Leute »Welch ein gesegnetes Alter!« Oder: »Sie hatte ein schönes Leben!«, und dann gingen sie zur Tagesordnung über.

Margarete war aber tot.

Weg.

Sie kam nicht zurück. Nicht, um noch ein Eis zu essen, ihren extravaganten gelben Pullover zu tragen oder mit Wilma eine Partie Rommé zu spielen und dazu ein Glas Primitivo zu trinken. Wilma würde die Leute, die so etwas sagten, dann gerne schütteln und sie fragen, ob das irgendetwas besser machte, aber sie ließ es bleiben. Leute, die so etwas sagten, waren jung, zumindest jünger als sie, und hatten nicht ständig vor Augen, dass das eigene Herz jederzeit aufhören konnte zu schlagen. Junge Menschen ahnten nicht, wie zerbrechlich das Leben war.

»Ach«, seufzte Wilma erneut und biss sich dann auf die Lippen, weil dieses verdammte Gejammere so gar nicht zu ihr passte. Sie war doch eigentlich ihr Leben lang die Fraktion »Arschbacken zusammenkneifen und weitermachen« gewesen. Die Musik setzte wieder ein. Der Krach aus der Küche brachte sie ein wenig zur Besinnung, und sie richtete sich jetzt endlich ganz auf. Bässe hämmerten abermals durch das Haus. Margarete hatte ihr mit ihrem Tod wirklich etwas eingebrockt. Auf sehr vielen Ebenen.

Sie griff in die Tasche ihrer Strickjacke und zog Margaretes Brief hervor. Aus einem grauen Gefühl der Melancholie trug sie ihn schon seit Tagen mit sich herum. Genau wie sie sich in ihr

Schultertuch einhüllte, weil es noch ganz schwach nach Chanel duftete, Margaretes Lieblingsparfum, das sie immer aufgelegt hatte, wenn sie das Haus verlassen hatte.

Die Zeilen waren nun ganz zerknittert, und Wilma strich sie glatt. Dann blickte sie aus dem Fenster, hoch in den Himmel. Heute gab es viele Wolken. Margarete hätte ihre Freude daran gehabt. Gemeinsam in die Wolken zu schauen war ihr gemeinsames Hobby gewesen.

Wilma umklammerte den Brief, den ihre Freundin, um ihre immer schlechter werdende Sehkraft wissend, offenbar von irgendjemandem auf dem Computer hatte tippen lassen. Die Schrift war so groß, dass nur wenige Worte in eine Zeile passten. Früher hätte sie darüber gelacht. Heute war es die einzige Möglichkeit, das Geschriebene zu entziffern.

Am Himmel tauchte eine Kumuluswolke auf. Sie sah aus wie ein großes Blumenkohlröschen, dessen oberer Teil dramatisch hell leuchtete, während der Bauch in ein tiefes Grau gehüllt war. Margarete wäre zu dieser Wolke sicherlich noch mehr eingefallen. Sie hätte in ihr verschiedene Bilder entdeckt oder eine hübsche Geschichte dazu erzählt. Wilma erinnerten die Wolken aber immer an etwas ganz anderes.

Sie legte den Brief zur Seite und hob die Hände. Sie konnte es zwar nicht mehr, aber sie stellte es sich wenigstens vor; wie es wäre, das Steuer einer Cessna zu halten, die in Richtung der Wolkendecke raste. Und dann dieses Gefühl der unendlichen Freiheit, wenn der gleißende Sonnenschein einen in Empfang nahm, nachdem man die physikalische Brücke durchflogen hatte, auf der anderen Seite herauskam. Im nächsten Moment schob sich eine weitere Wolke über den Himmel und verdunkelte ihn. Wilma ließ die Hände sinken und runzelte die Stirn. Das Gebilde am Himmel hatte entfernte Ähnlichkeit mit Margaretes Methusalem-

Pudel Darcy. Ihr Lebensbegleiter für fast zwanzig Jahre, der ständig auf die Teppiche gepinkelt hatte.

»Also bitte«, murmelte Wilma und schob den Gedanken, es könne ein Gruß von Margarete sein, peinlich berührt zur Seite. Die letzten Wochen hatten offenbar ihre Spuren hinterlassen, sie wurde sentimental. »Das ist jetzt doch ein bisschen offensichtlich.«

Im selben Moment verstummte die musikalische Lärmbelästigung, und wie aufs Stichwort klingelte es Sturm an der Haustür. Eine willkommene Ablenkung von den Wolken, dem Seufzen und Margaretes Brief. Sie lauschte kurz, ob ihre neue Putzfrau sich der Sache annahm, doch außer, dass die Musik nicht wieder einsetzte, passierte nichts. Wilma raffte sich also endlich auf, erhob sich langsam, wobei sie sich an der Lehne der Récamiere festhielt, und wartete kurz, bis sie sich sicher auf den Beinen fühlte. So sicher, wie es mit fast neunzig möglich war. Das erneute Klingeln klang jetzt dringlicher, doch Wilma ging bedächtig. Sie war zu alt, um sich hetzen zu lassen. Außerdem war der Weg weit. Die Villa hatte fast 400 Quadratmeter. Zwei Etagen mit zehn Zimmern, von denen sie nur noch drei bewohnte.

Sie durchquerte den Salon mit seinen Biedermeiermöbeln, die sie mit Ludwig vor über vierzig Jahren voller Stolz auf einer Antiquitätenmesse erstanden hatte. Weiter durch den Flur, von dem sich die alte Freitreppe ins Obergeschoss erstreckte und sie jeden Tag daran erinnerte, wie sehr ihr Raum zusammengeschrumpft war. Sie wusste nicht, wann sie das letzte Mal eines der Zimmer im zweiten Stockwerk betreten hatte.

Wieder klingelte es. Sie ahnte schon, wer sich in selbstgerechter Pose vor der Haustür aufgebaut hatte. Als sie an der Küche vorbeikam, warf sie einen Blick hinein. Ayla, Margaretes ehemalige Putzfrau und Wilmas ganz persönliches Erbe, war irgendwas

am Schrubben, mit gelben Gummihandschuhen an den Händen und zusammengezogenen Augenbrauen, während ihr die Haare ins Gesicht hingen. Es roch selbst im Flur zitrusfrisch, was Wilma erstaunte. Wenn die Putzfirma da gewesen war, hatte es erst chemisch gestunken und wenige Minuten nachdem das Personal gegangen war, hatte sich die alte staubige Ausdünstung wieder über das Haus gelegt.

»Sie dürfen durchaus an die Tür gehen«, sagte sie schroff in die Küche.

Dann hatte sie endlich die Haustür erreicht und öffnete sie. Unangenehm warme Luft strömte ihr entgegen.

»Die Musik ist zu laut«, erklärte Ferdinand Huber. Ihr Nachbar. Ein lästiger Mensch. Seitdem er vor fünf Jahren in den modernen Bungalow von Trude und Heinz gezogen war, die, als hätten sie sich abgesprochen, nur wenige Wochen nacheinander gestorben waren, meckerte er. Wie ein sehr alter Mann, den alles und jeder störte, dabei konnte er noch keine vierzig sein. Nun stand er mit puterrotem Kopf vor ihr. Er fand immer einen Grund, sich aufzuplustern.

»Welche Musik?«, fragte Wilma und verspürte eine kleine, diebische Freude dabei, denn Herr Huber riss sofort empört die Augen auf und schnappte nach Luft.

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«, fragte er mit bebender Stimme. Wilma hätte am liebsten genickt, doch sie bewahrte selbstverständlich ihre Contenance. Mit der war sie immerhin fast neunzig geworden, es gab keinen Grund, sie auf der Endgeraden aufzugeben.

»Sie werden noch einen Herzinfarkt bekommen, wenn Sie sich weiter so aufregen«, meinte sie. »Besonders bei dieser Hitze. Es ist viel zu heiß für Mai. Guten Tag.« Energisch schloss sie die Tür und wartete, ob er noch einmal klingeln würde, doch sie

hörte stattdessen seine wütenden Schritte die Treppe der Villa hinunterpoltern. Für einen Moment genoss sie es, wie ihr Herz – angeregt von diesem hübschen Disput – in ihrer Brust schlug. Kräftig und beständig. Sie legte sich eine Hand auf das Brustbein und lauschte dem Klang des Organs.

Margarete hatte immer gesagt, ein bisschen mehr Aufregung würde ihrem Leben guttun. Vielleicht hatte sie damit recht gehabt.

Sie ging durch den Flur in die Küche, wo die Putzfrau an der Küchentheke lehnte und ihr mit zerknirschtem Gesichtsausdruck entgegenblickte. Es war nicht zu übersehen, dass sie Herrn Hubers Schimpftirade gehört hatte.

»Er ist zwar ein Idiot, aber mit der Musik können Sie ja Tote wecken«, erklärte Wilma ernst, woraufhin Ayla eine Augenbraue hob. Margarete hatte eine enge Beziehung zu ihr gepflegt, was Wilma stets ein wenig seltsam vorgekommen war. Immerhin hatte Margarete die Frau für ihre Dienste bezahlt. Da sollte nicht zu viel Nähe aufkommen.

»Tut mir sehr leid, Frau von Eidsfeld. Margarete hatte nur oft erwähnt, dass Sie, äh, schlecht hören«, sagte Ayla. Die Situation war ihr eindeutig unangenehm, sie senkte sogar den Blick. Keiner wusste, dass Wilma ihre Schwerhörigkeit nur vorschützte, in ihrem Alter nahm ihr das natürlich jeder ab. So konnte sie dann geflissentlich einige Dinge einfach überhören, wenn es ihr passte. In Wahrheit waren ihre Ohren das Einzige, das sich noch wacker dem Alter gegenüber behauptete.

»Aber er nicht«, sagte sie und deutete nach rechts, wo der hässliche Flachdachbau von Ferdinand Huber die ganze Gegend verschandelte. Trudi und Heiko hatten in den Siebzigerjahren die alte Jugendstilvilla, die bis zu diesem Zeitpunkt unbehelligt dort gestanden hatte, abgerissen und eine furchtbare Architektur-

sünde mitten in das altgewachsene Wohngebiet gesetzt. Das Haus sah aus wie der überdimensionale Spielzeugklotz eines Riesen, den er hier aus Versehen verloren hatte. Ein Riese ohne jegliches Stilgefühl.

»Es wird nicht wieder vorkommen«, sagte Ayla, und Wilma kniff die Augen zusammen, denn für einen Moment hatte es fast ausgesehen, als wolle Ayla ihren Worten noch einen Knicks hinterherschicken. Ihre plötzlich devote Art war irritierend. Und sie war nicht echt. Wilma war zu alt, um darauf hereinzufallen. Aber das alles hatte sie nicht zu interessieren. Margarete hatte sie darum gebeten, Ayla einzustellen, sie hatte ihr diesen Wunsch erfüllt und fertig. Putzen konnte Ayla, das hatte Wilma ja in den vergangenen vier Jahren bei Margarete sehen können, außerdem war fähiges Personal schwer zu finden. Die Mitarbeiterinnen ihrer alten Putzfirma, der sie nur zu gerne gekündigt hatte, hatten nahezu wöchentlich gewechselt, waren unpünktlich gewesen und hatten außerdem besagten Staubgeruch nie ganz beseitigt.

»Sie müssen gleich noch etwas für mich schreiben«, sagte Wilma und stützte sich mit einer Hand auf der blitzblanken Arbeitsplatte ab.

»Schreiben?« Ayla zog die dichten Augenbrauen zusammen. Sie wirkte, als würde sie darauf warten, dass Wilma endlich ging.

»Auf dem Computer. Ich habe einen Computer«, erklärte Wilma.

»Ich kann nicht mit Computern umgehen«, sagte Ayla.

»Sie sind jung!« Wilma verspürte Ungeduld. Das Mädchen war vielleicht Anfang dreißig. Da konnte man das doch voraussetzen.

Ayla räusperte sich. »Es tut mir leid, aber ich kann tatsächlich nicht mit dem Computer umgehen. Ich bekomme den vermutlich noch nicht mal angeschaltet.«

»Sie werden doch wohl einen Text tippen können?«, fragte Wilma entgeistert, und der Ärger schaffte es jetzt in ihre Stimme.

»Nein«, sagte Ayla schlicht. Wilma betrachtete die kleine, dunkelhaarige Frau, die sie immer an ein Kätzchen erinnerte. Sie mochte Katzen nicht sonderlich und war ihr Leben lang ein Hundemensch gewesen. Das schien ja alles weit schwieriger als angenommen. Für Komplikationen hatte sie weder Zeit noch Geduld. Ganz und gar nicht.

»Aber schreiben können Sie?«, fragte Wilma.

Ayla sah sie an, dann erwiderte sie: »Durchaus«, und klang dabei ein klein wenig indigniert.

»Dann machen wir es handschriftlich. Kommen Sie bitte mit in den Salon.« Ayla atmete tief durch, fast so, als käme ihr das ungelegen. Nicht sehr hilfsbereit, befand Wilma und verzog missbilligend den Mund. Doch sie schwieg. Es war Aylas zweite Woche bei ihr. Sie musste noch viel lernen. Und Margarete war eine sanftmütige Person gewesen. Manchmal zu sanft für diese Welt.

Ayla folgte ihr sichtlich widerwillig in den Salon, wo Wilma die Klappe des alten Sekretärs öffnete, um einen Bogen des feinen Briefpapiers herauszuholen, das sie seit mindestens zehn Jahren nicht mehr benutzt hatte. Sie wollte nach einem Kugelschreiber greifen, zog dann aber doch den guten Montblanc-Füller aus seinem Lederetui. Sie besaß ihn seit ihrer Hochzeit mit Ludwig und hütete ihn wie einen Schatz. Vielleicht genau das Richtige für ihr Vorhaben. Sie reichte beides der Putzfrau, die sie immer noch so fragend ansah. Sicherlich würde sie ihr nicht erklären, warum sie nicht selbst schreiben konnte. Der körperliche Verfall war eine sehr persönliche Angelegenheit, jeder weitere Verlust von Fähigkeiten schien ein Versagen. Nichts, womit Wilma hausieren ging.

»Ich diktiere Ihnen den Text, dann kopieren Sie ihn. Es gibt doch Läden dafür. Und dann hängen Sie die Zettel auf. In Schaufenster und an Schwarze Bretter. Bitte überall im Stadtteil.« Sie hatte beschlossen, sich der Einfachheit halber auf diese Gegend zu konzentrieren, außerdem lebten hier recht vernünftige Leute. Wenn man von ihrem wütenden Nachbarn absah.

»Frau von Eidsfeld, ich habe gleich noch einen Termin. Ich würde das lieber morgen machen.« Ayla blickte auf, den Stift in der Hand, doch Wilma schüttelte entschieden den Kopf.

»Nein. Heute«, sagte sie. »Bitte«, fügte sie nach einem Zögern hinzu. Es half ja alles nichts. Es musste vorangehen mit dem Versprechen, das Margarete und sie sich gegeben hatten. Denn wer konnte schon wissen, wie viel Zeit ihr noch blieb?

Ayla

Die schräge Zettelaktion

Der verdammte Copy-Shop hatte zu. Er schien auch nie wieder aufmachen zu wollen, an die dreckigen Scheiben war von innen Zeitungspapier geklebt worden. Ein Fortschrittsoffer, wer ging denn zum Kopieren noch in einen Copy-Shop? Also außer mir. Ich besaß weder einen Computer noch einen Drucker. Warum auch, ich konnte sowieso nicht damit umgehen. Mir war klar, dass das ungewöhnlich war. Alle konnten das. Oder vielleicht nicht alle, aber alle in meinem Alter. Jeder nutzte heutzutage KIs, erstellte aufwendige Excel-Tabellen, nur ich war schon in der Schule an einem einfachen Word-Dokument gescheitert. Und da ich keine Ausbildung abgeschlossen, geschweige denn studiert hatte, war ich um diesen ganzen technischen Kram bisher immer gut herumgekommen. Sogar mein Handy entstammte der Steinzeit und hatte seit einem Unfall, an dem ein Wischmopp und eine Tischkante beteiligt waren, zudem einen Sprung im Display.

Ich zog es aus der Tasche und strich vorsichtig darüber, um Google zu fragen, wo der nächste Copy-Shop zu finden war. Es gab tatsächlich einen, zu Fuß war er mindestens zwanzig Minuten entfernt. In einer Stunde musste ich allerdings meinen nächsten Job antreten. Und einkaufen musste ich vorher auch noch. Es war eine bittere Erkenntnis, aber auch mein Tag hatte nur 24 Stunden, abgesehen davon war das schon eine ziemlich schräge Aktion, die Frau von Eidsfeld sich da ausgedacht hatte.

»Dann muss ein Zettel eben reichen, gute Frau, so wichtig kann's doch nun auch nicht sein«, murmelte ich, zog das grüne Isolierband aus der Tasche, das Frau von Eidsfeld mir mitgegeben hatte, und klebte den Zettel an den nächstbesten Laternenpfahl. Dann eilte ich los, während ich mir noch schnell eine Erinnerung in mein lädiertes Handy tippte, wenigstens einen der Jungs aus meiner WG zu fragen, ob er mir den Text schnell ausdrucken würde. Ich nahm meinen Job ja ernst, auch wenn ich eigentlich keine Zeit für so einen Quatsch hatte. Keine Ahnung, was Frau von Eidsfeld damit bezweckte. Trotzdem tippte ich: »Zettel neu schreiben!« in meine Notizen. Sicher war sicher. Ich war momentan leider vergesslich wie Margarete in ihren letzten Tagen, das musste am Stress liegen. Irgendwann hatte ich sie sogar daran erinnern müssen, zu trinken und zu essen. Ich hatte die Zeichen des nahenden Endes nicht erkannt, dabei hätte ich es besser wissen müssen, schließlich hatte ich das schon einmal erlebt.

Stopp! Ganz schlechter Zeitpunkt, um düsteren Gedanken nachzuhängen, ermahnte ich mich. Ich ging schneller und stürmte wenig später in den kleinen Supermarkt, der sich in der Nähe von meinem Wohn-Albtraum befand. Ayrar, eine Packung Brot, Joghurt und Fetakäse landeten im Korb. Vor der Kasse lagen in einem Karton noch ein paar wenige kleine Wassermelonen. Hastig suchte ich das Exemplar mit den meisten braunen Flecken heraus und legte es zu meinen restlichen Einkäufen. Ich bekam immer die besten Melonen, weil Deutsche nicht wussten, dass die hässlichsten Melonen auch immer die süßesten waren. Deutsche kauften die hellgrünen, die ohne jeglichen Makel, was sich spätestens beim Aufschneiden als Fehler herausstellte.

Die Melone war für Wilma. Ich bemühte mich, sie Frau von Eidsfeld zu nennen, doch vier Jahre lang hatte Margarete nur von

Wilma gesprochen, und das hatte sich tief eingebrannt. Wie auch immer: Wilma trank zu wenig. Und es war viel zu heiß für Mai. Ich würde also dafür sorgen, dass diese alte Frau genug Flüssigkeit zu sich nahm, denn ich brauchte diesen Job. Obwohl es sich komisch anfühlte, dass Margarete mich sozusagen an ihre Freundin vererbt hatte, wollte ich mich nicht beschweren, denn die Bezahlung war fair. Ich hatte auch keine Lust, wieder eine neue Stelle zu suchen, um dann nach einer Woche festzustellen, dass der Hausherr gerne nähere Bekanntschaft mit meinen Brüsten machen würde, oder die Auftraggeberin jeden meiner Handgriffe kommentierte und alles besser wusste.

Wenn Wilma nur nicht so biestig wäre. Heute war ich gleich zwei Mal in Ungnade gefallen, aber Margarete hatte nun mal immer steif und fest behauptet, Wilma würde schlecht hören. Und nachdem ich meine Kopfhörer vergessen hatte und nur die kleine Bluetooth Box dabei hatte, hatte ich Wilma um Erlaubnis gefragt, die Musik laut zu hören, was sie mit einer huldvollen Handbewegung und einem »Machen Sie mal« gestattet hatte. Ich dachte echt, das würde sie gar nicht mitbekommen. Das Haus ist immerhin riesig. Nun, diese Aktion endete mit der Erkenntnis, dass Wilma definitiv kein Problem mit den Ohren hatte. Sie hörte sogar die flüsterleise Türklingel bis in den Salon. Und dann war ich direkt darauf noch mal unangenehm aufgefallen, als ich ihr sagte, ich könne nicht mit dem Computer umgehen. Konnte ich ja auch nicht, aber ich befürchte, das hat sie mir nicht abgenommen. Doch um nichts in der Welt würde ich mich dermaßen blamieren, indem ich mit dem Einfingersuchsystem zehn Minuten nach der richtigen Taste fahndete. So sah das bei mir nämlich aus. Und am Ende drückte ich irgendetwas, und der ganze mühsam erstellte Text wurde blau und blinkte. Oder löschte sich gleich komplett.

Ich blickte noch einmal auf die Uhr, warf meinen Einkauf auf das Laufband der Kasse, bezahlte und lief danach mit der Tüte in der Hand los. Nun war ich fast zu spät. In 45 Minuten musste ich bei Katharina sein, sonst fuhr sie ohne mich. Sie kannte da nichts und wartete grundsätzlich keine Millisekunde auf mich. Und vorher musste ich außerdem dringend noch etwas essen.

Ich rannte den schlecht gepflasterten Weg zwischen den vertrockneten Sträuchern in Richtung des Hochhauses, in das ich gerade aus der Not heraus gezogen war. Margarete hätte die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, aber ich hatte nichts anderes gefunden. In München gab es nun mal keinen bezahlbaren Wohnraum. Leider hatte sich vor drei Wochen meine WG aufgelöst. Uns war gekündigt worden. Einfach so. Mein Leben war in kürzester Zeit komplett den Bach runtergegangen. Nicht, dass ich vorher die Welle des Daseins geritten hätte, aber alles hatte doch irgendwie seine Ordnung gehabt. Ich hatte mich einigermaßen arrangiert. Mit dem Leben, das ich mir nicht ausgesucht hatte.

Ich hetzte in den nach Urin stinkenden Eingangsbereich, ließ die kaputten Aufzüge links liegen und eilte durch die schwere Stahltür zu der zappendusteren Treppe. Das Licht war immer noch defekt, deswegen aktivierte ich die Taschenlampe meines Handys und stieg keuchend in den dritten Stock. Dort angekommen, versuchte ich den Gestank nach Kohl und Fisch zu ignorieren, schloss hektisch die Eingangstür der Wohnung auf, ließ sie geräuschvoll hinter mir zufallen und begutachtete den wilden Schuhhaufen im Flur. Es waren ausschließlich Sneaker und Adiletten anwesend, von denen jeder meiner Mitbewohner unzählige Exemplare zu besitzen schien, aber alle drei verließen die Wohnung nur in Vans. Wenn keine Vans da waren, konnte ich Glück haben und alle meine Mitbewohner waren abwesend. Es war ganz

still in der Wohnung. Ich war offenbar wirklich allein, denn oft genug rannten sie auch in Straßenschuhen durch ihre Zimmer und die Küche. Meine Bitte, das nicht zu tun, ignorierten sie völlig. Für sie war es total normal, mit dreckigen Schuhen durch die ganze Wohnung zu latschen, weswegen ich mir angewöhnt hatte, meine Straßenschuhe erst vor meiner Zimmertür auf einer extra Fußmatte zu tauschen.

In der Küche blieb ich vor Schreck wie angewurzelt stehen. Rot, überall Rot. Auf dem abgeschabten Linoleumboden, der Arbeitsplatte und den einst weißen, jetzt vergilbten Fronten der alten Ikea-Küchenzeile. Kurz dachte ich an ein Verbrechen, dann wurde mir klar, dass es sich nur um Tomatensoße handeln konnte. Anscheinend war hier ein Gericht regelrecht explodiert.

»Das kann ja wohl nicht wahr sein«, murmelte ich und starrte erschüttert auf das Desaster. Ich hatte vor zwei Tagen die Küche komplett gereinigt, weil ich eine neue Quiche mit grünem Spargel ausprobieren wollte. Ich kochte für mein Leben gerne, bevor ich das hier in dieser WG allerdings tat, musste ich grundsätzlich erst mal alles durchkärchern. Es war erstaunlich, in wie kurzer Zeit drei ausgewachsene Männer ein derart verdrecktes Chaos veranstalten konnten. Ich machte mehrere Hüpfen über die Flecken auf dem Boden, um meine Einkäufe in den Kühlschrank zu räumen. Dort erwartete mich der nächste Schock. Ohne mich vom Fleck zu rühren, streckte ich mich daher seitlich zur Schublade, unter der sich eine riesige Tomatenlache befand, und wickelte den Feta noch zusätzlich in eine dicke Schicht Alu-Folie, um ihn dann weit entfernt von dem schnell wachsenden Schimmel und den gammeligem Essensresten meiner Mitbewohner im Kühlschrank zu deponieren.

Mit einem Löffel, den ich im Bad noch fix nachsäuberte, rannte ich zu meinem Zimmer, zog meine Schuhe vor der Tür aus

und ließ mich aufs Bett fallen. Ich hatte noch zehn Minuten. Eine klitzekleine Pause. Halleluja! Hungrig schaufelte ich den billigen Joghurt in mich rein, auf dessen Becher zwar eine Erdbeere abgebildet war, der aber schmeckte, als hätte er in seiner Produktionszeit maximal eine Erdbeere aus der Ferne gesehen.

Bei Margarete hatte ich oft gekocht. Ich hatte uns leichte Mahlzeiten mit viel Gemüse zubereitet, um Margaretes Verdauung in Schwung zu halten. Im Gegenzug hatte sie mir Rommé beigebracht und sich viel Mühe gegeben, mir irgendwelche Dinge über Wolken zu erklären. Margarete hatte eine kleine Wolken-Obsession gehabt. Ich hingegen sah beim Blick in den Himmel nichts Besonderes. Doch Margarete und ich waren immer höflich zueinander gewesen, und so hatte ich mich oft zu ihr auf die Terrasse gesetzt und wenigstens so getan, als würde ich da im Himmel etwas erkennen.

Und dann hatten mich ihre Kinder noch nicht einmal zur Beerdigung eingeladen. Der Gedanke daran, dass Margarete tot war, gab mir einen Stich ins Herz. Abrupt stand ich auf, um mir das Shirt über den Kopf zu ziehen und gegen den lilafarbenen Pullover der Putzfirma zu tauschen.

Bewegung half gegen unangenehme Gefühle aller Art. Hände und Kopf mussten beschäftigt gehalten werden. Ich band mir also die Haare zu einem neuen Dutt, warf meine Kopfhörer in den Rucksack, dann schlüpfte ich in die weißen Sneaker, die ebenfalls zur Arbeitsausstattung der Firma »Flinke Sauberkeit« gehörten. Alle Teile dieser Uniform mussten von den Mitarbeiterinnen selbst gekauft und bei jeder Schicht im einwandfreien Zustand getragen werden. Dabei sah uns ohnehin niemand, weil wir nur dann arbeiteten, wenn alle anderen schon Feierabend gemacht hatten. »Die Heinzelnweibchen« wäre ein passenderer Name für die Firma gewesen.

Ich warf den leeren Joghurtbecher weg, schnappte mir meine Tasche und den Schlüssel und rannte denselben Weg wieder zurück, diesmal in Richtung der kleinen Seitenstraße, wo meine Kollegin Katharina wohnte. Sie hatte sich vor einem Jahr ein altes Auto gekauft, und gegen Spritgeld nahm sie mich mit. Das bedeutete, keine Reisen mehr mit den öffentlichen Verkehrsmitteln quer durch München zu nachtschlafender Zeit. Es war eine Erleichterung. Zumal Katharina die schweigsamste Person war, die ich kannte. Schweigsam und schlecht gelaunt wartete sie auch heute auf mich. Und weil sie so still war und ihren schlechten Gedanken nachhing, konnte ich während der fünfzehnminütigen Fahrt ebenfalls schweigend dasitzen und aus dem Fenster schauen. Oder endlich auf die Nachricht meiner Schwester Elin antworten, die seit fünf Jahren wieder in der Türkei lebte.

»*Abla! Wie geht es dir? Wie ist der neue Job? Öptüm!*«, hatte sie vorgestern geschrieben, und ich hatte immer noch nicht geantwortet. Ich wusste nicht, was. Meine kleine Schwester war so angekommen in ihrem Leben. Sie hatte einen netten Mann, einen guten Job, einen tollen Freundeskreis. Ständig traf sie beruflich und privat wichtige und weitreichende Entscheidungen. Im Gegensatz zu ihr flog ich wie eine Flipperkugel durch die Gegend. Das Leben entschied für mich. Ich hob den Blick und sah auf das abendliche München. Was sollte ich über den neuen Job bei Wilma schreiben? Was gab es da schon groß zu erzählen? Ich legte das Handy in den Schoß und schloss für ein paar Minuten die Augen.

»Willst du hier sitzen bleiben?«, weckte mich Katharina irgendwann mit ihrem osteuropäischen Akzent. Ich zuckte zusammen. Ich war tatsächlich eingedämmert. Schnell nahm ich meinen Rucksack vom Boden des Autos und stieg aus. Die Tiefgarage der Bank war zu dieser Uhrzeit spärlich beleuchtet.

Die Kolleginnen standen schon am Aufzug und sortierten das Putzzeug.

Ich zog die Kopfhörer aus dem Rucksack und legte sie mir schon mal um den Hals. Gleich würden sie mir nicht nur Musik bescheren, sondern auch noch meine Haare bändigen. Sie waren besser als jeder Haarreif.

Wir begrüßten uns mit einem stillen Nicken. Die meisten hier hatten ebenfalls einen Tagsüber-Job und waren dementsprechend müde. Wir waren eine ziemlich erschöpfte Truppe; und jede hatte ihre Art, damit umzugehen. Britta trank Unmengen Kaffee, Mischa betrachtete den Job als ihr persönliches Sportprogramm und trackte jede ihrer Bewegungen mit ihrer Smart-Watch, um ständig neue Rekorde aufzustellen, und Katharina pflegte ihre schlechte Laune. Ich hörte Techno. Guten, alten Techno. Der neue Kram gefiel mir nicht. Meistens klang das alles gleich, und der Beat war viel zu langsam. Ich brauchte harte Bässe und viel Dynamik. Damit war ich groß geworden, das betäubte seit Jahren erfolgreich meine Synapsen. Ich schnappte mir meinen Putzwagen, setzte die Kopfhörer auf und startete die Playlist von Marusha.

Matt

Ein Zettel wird entdeckt

Ein apfelgrünes Herz war an einer Stelle aufgetaucht, wo es nicht hingehörte. Matt hatte an Anna gedacht, da hatte sich das verdammte Herz einfach so in die Zeichnung geschlichen. Die Grafik war ein kleiner Nebenjob für ein Coaching-Magazin, von dem er geglaubt hatte, ihn schnell noch zwischen den Füchsen erledigen zu können. Es ging um Eisberge und Gefühle. Er hatte ein wenig gebraucht, um zu verstehen, was man von ihm wollte. Dann hatte er eine glatte Wasseroberfläche gestaltet, aus der die Eisbergspitze herausragte. Das war das, was die Welt von den Menschen sehen konnte. Darunter, unter der Oberfläche, kam der Rest des Eisriesen. Das war die für die Menschen unsichtbare Ebene, die jedoch das Sichtbare auf unbewusste Art beeinflusste. Hier befanden sich die eigenen Erfahrungen, Traumata und Ängste, alles, was man nicht nach oben ließ, was aber für das Verhalten ursächlich war. Diesem Konzept konnte Matt durchaus etwas abgewinnen, denn wenn er es auf sich selbst übertrug, hing da unter der Wasseroberfläche ein ganzes Matterhorn, aber nun prangte mitten in dieser Zeichnung ein apfelgrünes Herz. Normalerweise arbeitete er am iPad, nur ausgerechnet heute hatte er seine Zeichenstifte zur Hand genommen, womit das Herz irreversibel war.

Aus dem Augenwinkel nahm Matt eine Bewegung auf dem Bildschirm seines aufgeklappten Laptops wahr. Zwei neue Mails.

Obwohl er sich oft geschworen hatte, das Notebook immer zuzuklappen, wenn er arbeitete, schien sein Innerstes nach Unterhaltung und Ablenkung zu lechzen. Er legte den Stift beiseite und beugte sich zu dem Laptop. Eine Mail kam von dem Kinderbuchautoren, für den er die Waldgeschichte illustrierte, die andere vom Coaching-Magazin. Alle warteten auf seine Zeichnungen und Vorentwürfe. Aber weder Eisberge noch Füchse wollten ihm momentan recht von der Hand gehen, und in weniger als einer Stunde musste er auch schon Mia von der Schule abholen. So kam er einfach nicht in den Flow, und das bedeutete wieder mal eine Nachtschicht. Jetzt war es eh vorbei mit der Konzentration, also stand er seufzend auf. Auf dem Weg in die Küche musste er nicht nur dem Wasserkasten ausweichen, sondern auch noch den Stapel Altpapier mit dem Fuß zur Seite schieben. Er sollte wirklich dringend aufräumen, aber der Haushalt war in stressigen Zeiten das Erste, was er nicht mehr im Griff hatte. Dinge schienen von sich aus ihren Platz zu verlassen und an anderen, sehr ungewöhnlichen Orten wieder aufzutauchen. Oder sie lösten sich gleich völlig in Luft auf. Ständig suchte er irgendetwas, und vor zwei Tagen hatte er seine Haustürschlüssel in der Dreckwäsche gefunden. Zufällig. Es fühlte sich an, als würde dieser Haushalt sich gegen ihn verschwören, wenn er nicht brav jeden Tag seine ganze Liste abarbeitete.

In der Küche befüllte er den altmodischen Wasserkessel und stellte ihn auf die Herdplatte, dann öffnete er die Kindersicherung, die er schon seit ungefähr vier Jahren entfernen wollte, nahm eine Tasse aus dem Schrank und suchte sich einen Teebeutel aus dem kleinen hölzernen Kästchen heraus. Original English Breakfast Tea. Ein direkter Import aus London. Mit diesem Tee war er groß geworden. Stets und ständig mit einer kleinen Wolke Milch und zwei großzügigen Löffeln Zucker. Es wunderte ihn,

dass er diesen Tee immer noch so gerne trank, und jedes Mal eine abstruse Sehnsucht nach seiner Heimat verspürte. Dabei war England nie gut zu ihm gewesen.

Geistesabwesend starrte er aus dem Fenster. Häuser. Balkone. Fassaden. Kein Baum, kein Strauch, kein Stück vom Himmel, zumindest nicht aus dieser Perspektive.

Matt musste eine ganze Weile so dagestanden haben, den Blick ins Leere gerichtet, denn als sein Handy piepte und ihn aus seinen Gedanken riss, kochte gleichzeitig das Wasser.

Matt goss den Tee auf, dann zog er das Handy aus der Hosentasche. Eine WhatsApp-Nachricht. Seine Agentur, die ihn zuverlässig mit Aufträgen versorgte, lud zum Sommerfest ein. Wie jedes Jahr. Obwohl er noch nie dort hingegangen war, schickten sie trotzdem unverdrossen weiter eine Einladung. Sie gaben einfach nicht auf.

Angeblich waren diese Feste sehr schön. Es gab viele Essensbuden, Spiele für die Kinder, eine Hüpfburg und nette Unterhaltungen an langen Bierbänken. Anna hatte ihn versucht zu überreden, endlich teilzunehmen, aber dann kam doch immer wieder etwas dazwischen. Bis es zu spät gewesen war. Es erschien ihm absurd, jetzt ohne sie dort hinzugehen, deshalb wischte er schnell die Nachricht vom Display. Trotzdem hatte er den letzten Satz der Agenturchefin noch gelesen.

»Bring doch auch gerne ein paar Freunde mit, lieber Matt«, hatte sie geschrieben. Freunde. Seine Freunde waren alle Annas Freunde gewesen. Anna hatte jedes Treffen mit ihnen vereinbart, sich gekümmert und bemüht, und es waren auch Annas Freunde gewesen, die ihn nach ihrem Tod mit Kalenderweisheiten überschüttet hatten. »Du musst sie irgendwann loslassen«, »Das Leben geht weiter!« und so fort, bis er es nicht mehr hatte hören können. Weitermachen. Loslassen. Als ob es

eine anerkannte Trauermethode gab, von der er nur noch nichts wusste, die man ihm erklären musste. Alle taten so, als gäbe es einen genauen Plan, was zu tun war. Eine Art To-do-Liste, die er bloß abzuarbeiten brauchte. Ihm war klar, dass sie es nur gut meinten, sie wollten ihn einfach zurück ins Leben schubsen, doch es nervte.

Verärgert stellte er fest, dass sein Tee inzwischen die Farbe von Teer angenommen hatte. Schnell zog er den Beutel aus dem Wasser und warf ihn in die Spüle, aber auch das kleine Wölkchen Milch und der Zucker konnten den nun bitteren Geschmack nicht mehr übertünchen.

Er war wie so oft abgeschweift. Ein Blick auf die Uhr über der Tür ließ ihn den verhunzten Tee wegkippen und in den Hausflur eilen. Wieder mal war die Zeit zusammengeschnurrt. Er hatte keinen seiner Aufträge bearbeitet, weder Wäsche gewaschen noch eingekauft.

»Argh«, brummte er, schlüpfte in seine Schuhe, suchte den Haustürschlüssel, den er zum Glück unter den Zeitungen auf dem Tisch fand, und machte sich auf den Weg, um Mia von der Schule abzuholen. Die Strecke war zum Glück kurz, er brauchte keine zehn Minuten. Es war erstaunlich warm für Mai, fast schon heiß. Für ihn als Brite war das eine zu hohe Temperatur. Sein Körper funktionierte bei zehn Grad und leichtem Nieselregen am besten.

Er überquerte schwitzend zwei kleinere Straßen und lief dann an dem Park vorbei. Mia hatte schon mehrmals gefragt, wann sie endlich mal allein zur Schule gehen durfte, aber das kam für Matt nicht infrage. Sie war doch erst acht. Alles Mögliche konnte passieren, und dieses »Alles Mögliche« malte ihm sein Geist auch sehr gerne farbenfroh aus, sodass er Mia weiterhin jeden Morgen brachte und jeden Nachmittag abholte.

Er war sich sicher, dass Anna Mia hätte gehen lassen. Sie war immer viel mutiger gewesen. Bei allem. Anna hatte Mia schon als sehr kleines Mädchen beim Bäcker die Brötchen kaufen lassen, während sie vor der Tür gewartet hatte. Sie hatte eine gesunde Mischung aus Gottvertrauen und kalkulierter Vorsicht gehabt. Bei Ausflügen in den Zoo oder an den Starnberger See hatte sie Mia kurzerhand mit einem wasserfesten Stift aus Matts Fundus ihre Handynummer auf den Unterarm geschrieben, »nur für den Fall, dass sie verloren geht«. Dass jemand für eine Möglichkeit, die so erschreckend war, vorsorgte, hatte Matt immer wieder aufs Neue erstaunt. Und auch, dass die Farbe anschließend überhaupt wieder abgegangen war. Er hatte Anna damals vorgeworfen, Mia damit praktisch tätowiert zu haben, »das kriegst du doch nie wieder weg!«, aber er hatte sich getäuscht. Die Farbe war immer wieder verschwunden.

In Mias Grundschule war die Welt noch in Ordnung. Weiße Mauern, grüne Fensterläden vor den Sprossenfenstern, leuchtend rote Geranien in Tontöpfen auf der großen Eingangstreppe und hohe Bäume auf dem Schulhof, den ein grüner Holzzaun umgab. Die Eltern waren angehalten, zum Schulschluss vor dem Tor zu warten, weshalb sich wie jeden Tag eine Traube Mütter und Väter zusammengefunden hatte.

Mittlerweile hatte man sich an ihn gewöhnt. Statt Anna kam jetzt eben Matt.

Er nickte einmal in die Runde und bekam einen gemurmelten Gruß, nur eine Frau lächelte, die Mutter von Josef. Mia mochte Josef nicht, weil er sie anschrie und schon einmal einen Stift nach ihr geworfen hatte. Er nickte Josefs Mutter knapp zu und drehte sich in die andere Richtung. Sie war geschieden und bedachte ihn stets mit eindeutigen Blicken.

»Hallo Matt«, sagte jemand neben ihm. Kalo. Sie war die

Mutter von Lukas, der weder mit Stiften schmiss noch andere Kinder anbrüllte. Lukas war ein nettes Kind und Mias bester Freund. Kalo war mit Emma verheiratet, deswegen konnte er sich sicher sein, dass keine von beiden ihn anbaggerte. Kalo und Emma hatten Anna seit dem Kindergarten gekannt und fühlten sich nun wohl verpflichtet, sich um Matt zu kümmern, denn sie luden Mia oft zu sich ein, was Matt zusätzliche Arbeitszeit verschaffte. Er wusste, dass der Eltern-Knigge ihn verpflichtete, regelmäßige Gegeneinladungen auszusprechen, doch die Aussicht, auf einen achtjährigen, bewegungsfreudigen Jungen aufpassen zu müssen, löste bei Matt hochgradigen Stress aus. Wenn Lukas dann doch zu Besuch kam und Matt mit den Kindern zusammen Freundschaftsarmbänder bastelte, mit Mias unzähligen Schleiffiguren Ponyhof spielte und haufenweise Brote schmierte, war er am Abend völlig erledigt. Ein Kind war anstrengend, zwei überforderten ihn vollkommen.

»Hallo Kalo«, grüßte er höflich zurück. »Wie geht es euch?« Er beherrschte durchaus Small Talk, aber Gespräche dieser Art strengten ihn unglaublich an. Und stand nicht auch bald wieder eine Gegeneinladung für Lukas an? Mist, er musste unbedingt in seinen Kalender schauen. Er rechnete immer eins gegen drei.

»Prima«, erwiderte sie. »Lass uns doch mal einen Kaffee zusammen trinken«, fügte sie dann hinzu, und Matt lächelte tapfer weiter, während er dachte: »Nein. Einfach nein.«

Mit Kalo und Emma Kaffee zu trinken war völlig abwegig. Früher waren sie befreundet gewesen, aber auf eine sehr spezielle Art, die nur mit Anna als Bindeglied funktioniert hatte. Nur Matt allein, das ging nicht.

»Matt?«, fragte Kalo, als er nicht antwortete.

Das musste er auch nicht mehr, denn im nächsten Moment ergossen sich die Kinder in den Schulhof wie eine Flutwelle aus

Gelächter und Geschrei. In dem Tumult konnte er an den Rand treten und seine Tochter in Empfang nehmen. Stürmisch umarmte sie ihn. Sie war erhitzt, und die dunklen Locken klebten ihr an der Stirn. Zwischen all den bunt gekleideten Kindern stach sie mit ihren schwarzen Klamotten heraus. Er wusste, dass sich die anderen Eltern ihren Teil dachten. Ein Kind in diesem Alter, das ausschließlich schwarze Sachen trug?

Er trat möglichst unauffällig den Heimweg an, Mia schlenderte neben ihm her, den Blick zum Himmel gerichtet. Ihre Lippen bewegten sich, doch er hörte nicht, ob sie tatsächlich etwas sagte. Vielleicht waren das die Momente, in denen sie mit Anna sprach. Sanft zog er sie weiter, bis sie wie angewurzelt auf dem Gehweg stehen blieb. Sie hatte die Augen zusammengekniffen, als wolle sie ein kompliziertes Rätsel lösen.

»Papa! Guck mal!« Sie deutete nach oben. Matt hob den Blick. Am Laternenpfahl hing ein Zettel. Zögernd trat er ein paar Schritte vor, reckte sich und zog den Zettel ab, der mit hellgrünem Isolierband dort befestigt gewesen war. Eine geschwungene Handschrift auf feinstem Bütten-Papier.

»Was steht da?«, fragte Mia und drängte sich an ihn, um einen Blick darauf werfen zu können. Sie tat sich mit dem Lesen immer noch schwer, aber die Schrift war in dem Fall so schnörkelig, dass selbst Matt genauer hinschauen musste. Er las: »*Herzliche Einladung zum 1. offiziellen Treffen der Wolkengucker! Am Sonntag um 15:00 Uhr in der Sonnenstraße 23!*« Er brauchte den Blick gar nicht zu heben, um zu wissen, dass seine Tochter Feuer und Flamme war. Und so betrachtete er die offenbar mit einem kostbaren Füllfederhalter gezeichnete – als Profi erkannte er das sofort – Wolke neben dem Text noch einen Moment länger und überlegte, wie er aus dieser Nummer wieder rauskam.

»Papa, bitte!«, sagte Mia ernst und zerrte an seinem Pullover. »Ich ziehe auch den blauen Pulli an. Und esse Paprika zum Abendessen!« Seine Tochter versuchte, ihn zu bestechen. Das sollte er ihr nicht durchgehen lassen. Andererseits nagte das schlechte Gewissen an ihm. Ständig schlug er ihr etwas ab. Weil es ihm zu viel wurde. Weil er fremde Menschen nicht gut aushalten konnte. Weil er keine Zeit hatte.

»Bitte, bitte ...« Sie schaute ihn mit großen Augen an. Und auf Wolken hatte er erst recht keine Lust. Auf die schon mal gar nicht. Und überhaupt, was sollte das überhaupt sein, ein Wolken-gucker-Treffen? So ein Blödsinn.

»Na gut«, sagte er.